GRATIS Leseprobe

# ALL DE JENNIFER NIVEN DER ROMAN







Jennifer Niven wuchs in Indiana auf, dort, wo auch All die verdammt perfekten Tage spielt. Mit der herzzerreißenden Liebesgeschichte von Violet und Finch hat sie Verlage in aller Welt begeistert – die Rechte wurden in 32 Länder verkauft. In den USA stieg All die verdammt perfekten Tage sofort auf Platz 13 der New-York-Times-Bestsellerliste ein, eine Hollywoodverfilmung ist ebenfalls in Planung. Heute lebt die Autorin mit ihrem Verlobten und ihren »literarischen« Katzen in Los Angeles, wo sie 2000 das Schreiben zu ihrem Hauptberuf machte.

Für meine Mutter, Penelope Niven, dem strahlendsten aller Plätze

Die Welt zerbricht jeden, und nachher sind viele an den zerbrochenen Stellen stark. Ernest Hemingway

## **FINCH**

# ICH BIN (IMMER NOCH) WACH. (IMMER NOCH) 6. TAG

In der Mittagspause weiß die ganze Schule, dass Violet Markey Theodore Finch davon abgehalten hat, vom Glockenturm zu springen. Auf dem Weg zu Amerikanischer Landeskunde gehe ich hinter einer Gruppe Mädchen her, die über nichts anderes reden und keine Ahnung haben, dass ich besagter Theodore Finch bin.

Sie haben jetzt diese hohen, schrillen Stimmen, die jeden Satz mit einem Fragezeichen zu beenden scheinen. Ich habe gehört, er hatte eine Waffe? Ich habe gehört, sie musste mit ihm kämpfen, um sie ihm abzunehmen? Meine Kusine Stacey, die auf die New Castle High geht, hat mir erzählt, dass sie mal mit einer Freundin in Chicago war und dass er in einem von den Clubs dort gespielt und sie beide total angebaggert hat? Also, mein Bruder war dabei, als er diese Feuerwerkskörper gezündet hat, und als die Polizei ihn abführen wollte, sagte er: »Lassen Sie mich gefälligst das Finale sehen, ansonsten verklage ich Sie auf Schadenersatz.« Oder so was Ähnliches?

Offensichtlich bin ich eine tragische Gestalt und ein gefährlicher Irrer. Oh ja, denke ich, ihr habt recht. Ich bin hier und jetzt und nicht nur wach, sondern WACH, und ihr könnt zusehen, wie ihr mit mir zurechtkommt, denn ich bin

der wiedergeborene Scheiβ-Messias. Ich beuge mich vor und sage zu ihnen: »Ich habe gehört, er wollte es wegen eines Mädchens tun.« Dann stolziere ich in meine Klasse.

Im Klassenzimmer setze ich mich auf meinen Platz. Ich fühle mich berüchtigt, unüberwindlich, zappelig und irgendwie belebt, als ob ich gerade ... nun ja, dem Tode entronnen wäre. Ich schaue mich um, aber niemand nimmt Notiz, weder von mir noch von Mr. Black, unserem Lehrer, der wahrhaftig der größte Mann ist, den ich je gesehen habe. Er hat ein rot leuchtendes Gesicht und sieht immer so aus, als würde er gleich einen Herzinfarkt bekommen, und er keucht beim Reden.

All die Zeit, die ich in Indiana verbracht habe, nämlich mein ganzes Leben – die Fegefeuer-Jahre, wie ich sie nenne –, habe ich offensichtlich nur elf Meilen von der höchsten Erhebung im Staat entfernt gelebt. Das hat mir nie jemand gesagt, weder meine Eltern noch meine Schwestern oder meine Lehrer, jedenfalls bis jetzt, genau in dieser Minute, wo es in *Indiana erwandern* erwähnt wird, dem Unterrichtssegment der Amerikanischen Landeskunde, das ganz neu von den Fachlehrern eingeführt wurde, um »den Schülern zu verdeutlichen, wie vielfältig ihr Heimatstaat ist, historisch und geografisch betrachtet, und dass sie stolz auf ihre Stadt sein können«.

Kein Witz.

Mr. Black setzt sich auf seinen Stuhl und räuspert sich. »Was für einen ... besseren und ... lehrreicheren Weg

gäbe es wohl ..., um das Halbjahr zu beginnen ..., als den höchsten Punkt?« Weil er so keuchen muss, ist es schwer zu sagen, ob Mr. Black tatsächlich so beeindruckt ist von der Information, die er in den Raum wirft, wie er den Anschein erwecken möchte. »Hoosier Hill befindet sich ... 383 Meter über dem Meeresspiegel ..., und er steht ... im Garten ... eines Wohnhauses ... 2005 hat ein ... Eagle ... Scout aus Kentucky ... die Erlaubnis erhalten, einen ... Weg und einen Picknick-Platz ... dort zu errichten und ... ein Hinweisschild ... aufzustellen.«

Ich melde mich, aber Mr. Black ignoriert meine erhobene Hand.

Während er weiterredet, halte ich die ganze Zeit meine Hand hoch und denke: Was, wenn ich dorthin gehen und mich oben auf den Hügel stellen würde? Würde die Welt aus einer Höhe von 383 Metern anders aussehen? Das kommt mir nicht besonders hoch vor, aber die Leute sind anscheinend stolz darauf, und wer bin ich denn zu behaupten, 383 Meter seien nichts Besonderes?

Endlich nickt er mir zu. Seine Lippen sind so schmal, dass es aussieht, als hätte er sie verschluckt. »Ja, Mr. Finch?« Er seufzt, und es klingt wie das Seufzen eines Hundertjährigen. Dabei wirft er mir einen besorgten, misstrauischen Blick zu.

»Ich schlage einen Ausflug vor. Wir müssen uns die wundersamen Sehenswürdigkeiten von Indiana anschauen, solange wir noch Gelegenheit dazu haben, denn mindestens drei von uns hier in diesem Klassenzimmer werden bald ihren Abschluss machen und unseren großartigen Staat verlassen. Und was haben wir dann vorzuweisen, bis auf eine unterdurchschnittliche Schulausbildung in einem der schlechtesten Schulsysteme der ganzen Vereinigten Staaten? Außerdem kann man sich einen solchen Ort kaum vorstellen, wenn man ihn nicht selbst mit eigenen Augen gesehen hat. Das ist ähnlich wie beim Grand Canyon oder dem Yosemite Park. Man muss dort gewesen sein, um die Großartigkeit zu erkennen.«

Ich bin nur zu zwanzig Prozent sarkastisch, aber Mr. Black sagt: »Danke, Mr. Finch«, und er sagt es auf eine Art und Weise, die suggeriert, dass er das genaue Gegenteil von »danke« meint. Ich fange an, Hügel auf meinen Notizblock zu zeichnen, als Tribut an den höchsten Punkt unseres Staates, aber sie sehen eher wie formlose Klumpen aus. Oder wie fliegende Schlangen. Schwer zu sagen.

»Theodore hat recht. Einige von euch ... werden den Staat am ... Ende des Schuljahres ... verlassen und anderswo ... hingehen. Ihr kehrt unserer großartigen Heimat den ... Rücken, ... und bevor ihr ... das tut, solltet ihr ... ihn euch anschauen. Ihr solltet ... wandern ... «

Ein Geräusch von der anderen Seite des Raums unterbricht ihn. Jemand ist zu spät zum Unterricht gekommen, hat ein Buch fallen lassen und bei dem Versuch, das Buch aufzuheben, ein paar andere Bücher hinuntergeworfen. Gelächter brandet auf, denn schließlich sind wir an der Highschool, was bedeutet, dass wir berechenbar sind und fast alles lustig finden, besonders die öffentliche Zurschaustellung von Missgeschicken anderer Leute. Das Mädchen, das alles fallen gelassen hat, ist Violet Markey, die Violet Markey vom Glockenturm. Sie wird krebsrot, und man sieht ihr an, dass sie am liebsten sterben würde. Nicht das Sterben, bei dem man von einem hohen Turm springt, sondern dasjenige, bei dem man denkt: Bitte, Erde, tu dich auf und verschlinge mich.

Ich kenne dieses Gefühl besser, als ich meine Mutter oder meine Schwestern kenne, oder auch Charlie Donahue. Dieses Gefühl und ich sind zeit meines Lebens unzertrennlich gewesen. Wie zum Beispiel damals, als ich mir während eines Kickball-Spiels eine Gehirnerschütterung zugezogen habe – direkt vor Suze Haines. Oder als ich einmal so heftig lachen musste, dass etwas aus meiner Nase geflogen kam und direkt auf Gabe Romero landete. Oder die gesamte achte Klasse.

Ich bin es also gewohnt. Deshalb und weil diese Violet nur noch etwa zehn Zentimeter von einem Weinkrampf entfernt ist, stoße ich eins meiner eigenen Bücher zu Boden. Alle Blicke richten sich auf mich. Ich bücke mich, um es aufzuheben, und schleudere dabei absichtlich die anderen quer durch den Raum. Sie fliegen gegen Wände, Fenster, Köpfe ..., und der guten Ordnung halber lehne ich mich so weit auf dem Stuhl zurück, dass ich umkippe. Ich werde mit Kichern belohnt, mit vereinzeltem Applaus

und mit der einen oder anderen Erwähnung des Begriffs »Freak«. Und Mr. Black keucht: »Wenn du fertig bist, ... Theodore, ... möchte ich gerne ... fortfahren.«

Ich stehe auf, stelle den Stuhl wieder ordentlich hin, verbeuge mich, sammle meine Bücher ein, verbeuge mich noch einmal, setze mich und lächle Violet zu, die mich mit einem Blick anschaut, in dem Überraschung und Erleichterung liegen und noch etwas anderes. Vielleicht Sorge. Ich würde mir gerne einbilden, dass auch ein wenig Verlangen dabei ist, aber das bleibt wohl Wunschdenken. Das Lächeln, das ich ihr schenke, ist das beste, das ich habe. Mit diesem Lächeln bringe ich meine Mutter dazu, mir zu verzeihen, dass ich spät nach Hause komme oder dass ich ganz allgemein ziemlich seltsam bin. (Manchmal, wenn meine Mutter mich anschaut – falls sie mich überhaupt anschaut –, sieht sie aus, als würde sie sich fragen, wo zum Teufel ich eigentlich herkomme. Das hast du wahrscheinlich alles von deinem Vater, denkt sie dann.)

Violet erwidert das Lächeln. Sofort geht es mir besser, weil es ihr besser geht und wegen der Art, wie sie mich anlächelt, als ob ich kein ansteckender Virus wäre. Jetzt habe ich sie schon zweimal gerettet. Zweimal an einem Tag. Zartherziger Theodore, sagt meine Mutter immer wieder. Du hast ein viel zu gutes Herz. Sie meint es als Kritik, und genau so verstehe ich es auch.

Mr. Black richtet seinen Blick zuerst auf Violet und dann auf mich. »Wie ich eben sagte …, ist Ziel des Projekts,

dass ... ihr über mindestens zwei, besser aber ... drei Wunder von Indiana ... berichtet.« Ich bin nicht sicher, ob ich »Wunder« oder »wandern« höre, aber im Grunde genommen ist mir das egal. Ich beobachte immer noch Violet, die sich der Tafel zugewandt hat. Ihre Mundwinkel sind nach wie vor nach oben gekrümmt.

Mr. Black sagt keuchend, dass wir uns die Orte aussuchen können, die uns am meisten interessieren, egal wie außergewöhnlich oder weit entfernt sie auch sein mögen. Unsere Mission besteht darin, dorthin zu gelangen und den Ort zu besuchen, Fotos zu machen oder ein Video zu drehen, in die Geschichte des Ortes einzutauchen und ihm dann zu erzählen, was an diesen Orten uns mit Stolz erfüllt, ein Einwohner von Hoosier zu sein. Wenn es möglich ist, die Orte irgendwie miteinander zu verbinden, umso besser. Wir haben den Rest des Halbjahres für dieses Projekt Zeit, und wir sollen es ernst nehmen.

»Ihr werdet  $\dots$  zu zweit  $\dots$  arbeiten. Dieses Projekt wird  $\dots$  fünfunddreißig  $\dots$  Prozent eurer Abschlussnote  $\dots$  ausmachen  $\dots$ «

Ich melde mich. »Können wir uns unsere Partner aussuchen?«

»Ja.«

»Ich möchte mit Violet Markey zusammenarbeiten.«

»Das könnt ihr ... nach dem Unterricht ... besprechen.« Ich drehe mich um, sodass ich sie ansehen kann, den Ellbogen auf der Rückenlehne meines Stuhls. »Violet Markey, ich möchte bei diesem Projekt gerne dein Partner sein.«

Ihr Gesicht wird pink, als alle sie anstarren. Violet wendet sich an Mr. Black: »Ich dachte, vielleicht gibt es etwas anderes, was ich tun könnte, vielleicht eine Art ... Recherche. Mit einem kurzen Bericht.« Ihre Stimme ist leise, aber sie klingt verärgert. »Ich bin noch nicht so weit ...«

Er lässt sie nicht ausreden. »Miss Markey, ich werde Ihnen ... einen großen Gefallen tun. Ich ... werde Nein sagen.«
»Nein?«

»Nein. Es ist ein neues Jahr. Es ... ist Zeit, wieder aufs ... Kamel zu steigen.«

Ein paar Leute lachen. Violet schaut mich an, und ich sehe ganz deutlich, dass sie stinksauer ist. Und erst da erinnere ich mich an den Unfall. Violet und ihre Schwester, letztes Frühjahr. Violet hat überlebt, die Schwester starb. Deshalb will sie unsichtbar sein.

Die restliche Stunde erzählt uns Mr. Black von Orten, die er für sehenswert hält und die wir auf jeden Fall vor unserem Highschool-Abschluss besuchen müssen. Es sind die üblichen Touristenattraktionen wie Conner Prairie, das Levi Coffin House, das Lincoln Museum und James Whitcomb Rileys Elternhaus. Und das, obwohl nicht nur mir klar ist, dass die meisten von uns bis zu ihrem Todestag hier in dieser Stadt leben werden.

Ich versuche, noch einmal Violets Blick einzufangen, aber sie schaut nicht mehr hoch. Geduckt hockt sie auf ihrem Stuhl und starrt geradeaus.

Zu Hause hängt meine Mutter am Telefon und taut gleichzeitig einen von den Eintöpfen auf, die meine Schwester Kate am Anfang jeder Woche vorkocht. Mom winkt mir zu und redet weiter ins Telefon. Kate kommt die Treppe heruntergerannt, fischt sich die Autoschlüssel von der Arbeitsplatte in der Küche und sagt: »Bis später, Schatzilein.« Ich habe zwei Schwestern – Kate, die nur ein Jahr älter ist als ich, und Decca, acht Jahre alt. Sie war ein Ausrutscher, was sie mit sechs Jahren herausgefunden hat. Aber wir alle wissen, dass der eigentliche Ausrutscher in dieser Familie ich bin.

Ich gehe nach oben. Meine nassen Schuhe quietschen auf dem Boden. Dann mache ich meine Zimmertür zu, ziehe irgendeine alte Schallplatte heraus, ohne darauf zu achten, was es ist, und knalle sie auf den Plattenspieler, den ich im Keller gefunden habe. Die Platte hüpft und knackt und klingt wie eine Aufnahme aus den 1920ern. Ich befinde mich derzeit in einer Split-Enz-Phase. Deshalb auch die Sneakers. Ich versuche es mit Theodore Finch als Achtziger-Kid. Mal sehen, ob das passt.

Auf der Suche nach einer Zigarette durchwühle ich meinen Schreibtisch, stecke mir eine Kippe in den Mund, und erst als ich nach dem Feuerzeug greife, erinnere ich mich wieder daran, dass der Theodore aus den Achtzigern nicht raucht. Mann, wie ich ihn hasse, diesen piekfeinen Streberarsch. Ich hänge mir die Zigarette in den Mundwinkel und versuche, das Nikotin herauszukauen, nehme

die Gitarre, spiele ein bisschen, lasse es wieder sein, setze mich an den Computer und lehne mich, so weit es geht, auf dem Stuhl zurück. Nur so kann ich komponieren.

Ich schreibe: 5. Januar. Methode: Glockenturm der Schule. Auf der Wie-nah-war-ich-dran-Skala von eins bis zehn würde ich sagen: eine Fünf. Fakten: Springen ist reizvoller bei Vollmond oder in den Ferien. Einer der berühmtesten Springer war Roy Raymond, der Gründer von Victoria's Secret. Weitere Fakten, eher nebensächlicher Natur: 1912 sprang ein gewisser Franz Reichelt vom Eiffelturm. Er trug einen Fallschirmanzug, den er selbst entworfen hatte. Er sprang, um diese Erfindung zu testen. Eigentlich dachte er, er würde fliegen, aber stattdessen fiel er wie ein Stein zu Boden und hinterließ einen etliche Zentimeter tiefen Krater, so heftig war der Aufprall. Wollte er sich umbringen? Wohl kaum. Ich glaube, er war bloß eingebildet und dumm.

Eine rasche Internetsuche liefert die Information, dass nur fünf bis zehn Prozent aller Suizide durch Springen aus großer Höhe erfolgen (sagt Johns Hopkins). Offenbar wird diese Form des Selbstmords hauptsächlich aus Bequemlichkeit gewählt, was auch der Grund ist, warum Orte wie San Francisco mit der Golden Gate Bridge bei Selbstmördern so beliebt sind. Hier haben wir bloß den Purina Tower und einen 383 Meter hohen Hügel.

Ich schreibe: Gründe, warum man nicht springen sollte: zu eklig, zu viele Leute, zu viele Augen.

Ich verlasse Google und gehe zu Facebook. Amanda Monks Seite zu finden ist ein Kinderspiel, weil sie mit allen befreundet ist, auch mit Leuten, mit denen sie nicht befreundet ist. Ich gehe auf ihre Freundeliste.

Und da ist sie. Ich klicke ihr Foto an, und da ist sie wieder, nur größer, mit dem gleichen Lächeln, das sie mir heute zugeworfen hat. Man muss Violets Freund sein, um ihr Profil lesen zu können und den Rest der Bilder zu sehen. Ich sitze da und starre auf den Bildschirm und wünsche mir mit einem Mal verzweifelt, mehr zu erfahren. Wer ist diese Violet Markey? Ich versuche es mit einer Google-Suche, vielleicht gibt es ja ein geheimes Hintertürchen zu ihrer Facebook-Seite, eins, bei dem man ein besonderes Klopfzeichen oder einen dreistelligen Code braucht. Etwas, das man herausfinden könnte.

Was ich stattdessen finde, ist eine Website mit dem Namen Eleanorundviolet.com, auf der Violet Markey als Mitbegründerin, Herausgeberin und Autorin genannt wird. Auf der Seite stehen die üblichen Blog Posts über Jungs und Kosmetik und Lifestyle. Der neueste Eintrag stammt vom 3. April vergangenen Jahres. Und ich treibe noch etwas anderes auf: einen Zeitungsartikel.

Am 5. April gegen 0:45 Uhr verlor Eleanor Markey (18), Schülerin der Abschlussklasse der Bartlett Highschool, auf der A Street Bridge die Kontrolle über ihren Wagen. Die Straße war vereist, und womöglich war überhöhte Geschwindigkeit im Spiel. Eleanor wurde durch den

Aufprall getötet. Die Beifahrerin, ihre 16-jährige Schwester Violet, überlebte mit nur leichten Verletzungen.

Ich sitze da und lese den Artikel, während sich ein dunkles Gefühl in meiner Magengrube niederlässt. Und dann tue ich etwas, von dem ich mir geschworen habe, dass ich es niemals tun würde: Ich registriere mich bei Facebook, sodass ich ihr eine Freundschaftsanfrage schicken kann. Einen Account zu haben, lässt mich sozial kompetent wirken – und normal – und hilft vielleicht, unsere erste Begegnung vergessen zu machen, sodass sie das Gefühl hat, sich nicht in Gefahr zu begeben, wenn sie mit mir bekannt ist. Mit meinem Mobiltelefon mache ich ein Bild von mir. Aber ich finde, ich sehe zu ernst aus und mache ein zweites – zu albern – und noch ein drittes, das irgendwo zwischen Nummer 1 und Nummer 2 liegt.

Ich fahre den Computer runter, damit ich nicht alle fünf Minuten nachschaue, und spiele erst Gitarre und lese dann ein paar Seiten in *Macbeth* (ist unsere Hausaufgabe), esse mit Decca und meiner Mom zu Abend (eine Gewohnheit, die wir uns letztes Jahr zulegten, nach der Scheidung). Obwohl ich nicht so auf Essen stehe, gehört diese Mahlzeit zu den vergnüglicheren Teilen meines Tages, weil ich dabei mein Gehirn ausschalten kann.

Mom sagt: »Decca, erzähl mir mal, was du heute gelernt hast.« Sie legt Wert darauf, uns nach der Schule zu fragen, damit sie das Gefühl hat, ihre Mutterpflicht erfüllt zu haben. So fängt sie jedes Abendessen an.

Dec sagt: »Ich habe gelernt, dass Jacob Barry ein Depp ist.« In letzter Zeit benutzt sie oft Schimpfwörter, um zu testen, ob Mom wirklich zuhört.

»Decca«, sagt Mom mit leisem Tadel in der Stimme, aber sie ist nicht richtig bei der Sache.

Decca erzählt weiter, wie dieser Junge namens Jacob seine Hände am Tisch festklebte, um den Biologietest nicht mitschreiben zu müssen, aber als sie versuchten, seine Hände von der Tischplatte zu lösen, blieb die Haut kleben. Deccas Augen glänzen wie die Augen eines kleinen, tollwütigen Tiers. Sie ist offensichtlich der Meinung, dieser Jacob habe es nicht anders verdient. Und dann sagt sie es auch.

Plötzlich hört Mom hin. »Decca.« Sie schüttelt den Kopf. Und das war's auch schon mit der Erziehung. Seit mein Dad uns verlassen hat, tut sie ihr Bestes, um eine coole Mom zu sein. Trotzdem habe ich Mitleid mit ihr, weil sie ihn immer noch liebt, obwohl er selbstsüchtig und kaputt ist, obwohl er sie wegen einer Frau namens Rosemarie sitzen ließ, die irgendwo über ihrem Namen einen Akzent hat, aber keiner weiß genau, wo, und obwohl sie an dem Tag, an dem er ging, etwas zu mir gesagt hat, das ich nie vergessen werde. »Ich hätte nie gedacht, mit vierzig eine alleinerziehende Mutter zu sein.« Es waren nicht so sehr die Worte selbst, sondern die Art, wie sie es sagte. Es klang so endgültig.

Seitdem habe ich getan, was ich konnte, um angenehm und ruhig zu sein, um mich so klein und unsichtbar

wie möglich zu machen, was auch bedeutet, dass ich so tue, als ob ich zur Schule ginge, wenn ich in Wirklichkeit SCHLAFE – damit ich ihr nicht zusätzlich zur Last falle. Ich habe nicht immer Erfolg damit.

»Wie war dein Tag, Theodore?«

»Großartig.« Ich schiebe mein Essen auf dem Teller hin und her, um ein Muster zu legen. Was mich am Essen stört, ist der Umstand, dass man in der Zeit viel interessantere Dinge tun könnte. Das Gleiche denke ich vom Schlafen. Eine einzige Zeitverschwendung.

Interessante Tatsache: Ein Chinese ist einmal an Schlafmangel gestorben, nachdem er elf Tage wach geblieben war, bei dem Versuch, jedes einzelne Spiel der Fußballeuropameisterschaft zu sehen. In der elften Nacht sah er, wie Italien Irland 2:0 besiegte, ging unter die Dusche und schlief gegen fünf Uhr morgens ein. Er wachte nie mehr auf. Ich will dem Verblichenen ja nicht zu nahe treten, aber Fußball ist wirklich ein dämlicher Grund, um wach zu bleiben.

Mom hat aufgehört zu essen und betrachtet mein Gesicht. Wenn sie tatsächlich einmal ganz bei der Sache ist, was nicht oft passiert, versucht sie nach Kräften, meine »Traurigkeit« zu begreifen, genauso wie sie versucht, nachsichtig zu sein, wenn Kate die ganze Nacht wegbleibt und Decca mehr Zeit im Büro des Schulleiters verbringt als im Klassenzimmer. Meine Mutter macht die Scheidung für unser schlechtes Benehmen verantwortlich. Sie meint, wir bräuchten einfach nur Zeit, um die Sache zu verarbeiten.

Weniger sarkastisch als vorher sage ich: »Der Tag war okay. Keine besonderen Vorkommnisse. Langweilig. Typisch.« Wir gehen zu unbeschwerteren Themen über wie etwa das Haus, das meine Mutter für ihre Klienten verkaufen will, und das Wetter.

Nach dem Abendessen legt mir Mom die Hand auf den Arm, wobei ihre Fingerspitzen kaum meine Haut berühren, und sagt: »Ist es nicht schön, dass dein Bruder wieder da ist, Decca?« Sie sagt es, als ob ich Gefahr liefe, direkt vor ihren Augen zu verschwinden. Die leicht vorwurfsvolle Note in ihrer Stimme lässt mich innerlich zusammenzucken, und ich habe das unbändige Verlangen, mich in mein Zimmer zu verziehen und da zu bleiben. Obwohl sie sich Mühe gibt, mir meine Traurigkeit zu verzeihen, will sie auf mich als Mann im Haus zählen, und obwohl sie der Überzeugung ist, dass ich während der vier-, fast fünfwöchigen Periode in der Schule war, habe ich jede Menge Abendmahlzeiten im Kreis der Familie verpasst. Sie zieht ihre Finger weg, und dann sind wir entlassen. Und genauso benehmen wir uns auch: Wir verschwinden in drei verschiedene Richtungen im Haus.

Gegen zehn Uhr, als alle im Bett sind und Kate noch immer nicht nach Hause gekommen ist, schalte ich den Computer wieder ein und schaue auf meinem Facebook-Account nach.

Violet Markey hat deine Freundschaftsanfrage bestätigt, steht da.

Und jetzt sind wir Freunde.

Ich möchte vor Freude schreien und um das Haus herumrennen, vielleicht auch auf das Dach klettern und die Arme ausbreiten, aber nicht springen, nicht einmal daran denken. Doch stattdessen kauere ich mich über die Tastatur und rücke ganz nah an den Bildschirm heran, klicke mich durch ihre Fotos – Violet, lächelnd, mit zwei Menschen, die vermutlich ihre Eltern sind. Violet, lächelnd, mit Freunden. Violet, lächelnd, bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung. Violet, lächelnd, Wange an Wange mit einem anderen Mädchen. Violet, lächelnd, allein.

Ich erinnere mich an die Bilder von Violet und dem Mädchen aus dem Zeitungsartikel. Das ist ihre Schwester Eleanor. Sie trägt dieselbe klobige Brille wie Violet heute.

Plötzlich taucht eine Nachricht auf.

Violet: Du hast mich überrumpelt. Vor aller Welt.

Ich: Hättest du mit mir zusammengearbeitet, wenn ich es nicht getan hätte?

Violet: Ich wäre aus der Sache rausgekommen, sodass ich überhaupt nichts hätte tun müssen. Warum willst du überhaupt mich als Partnerin bei diesem Projekt haben?

Ich: Weil unser Berg auf uns wartet.

Violet: Was soll das denn heißen?

Ich: Das soll heißen, du hast vielleicht nicht unbedingt davon geträumt, dich in Indiana umzuschauen, aber – abgesehen von der Tatsache, dass wir es tun müssen und ich dich dazu gebracht habe (okay, überrumpelt), mich

als Partner zu akzeptieren – denke ich wie folgt darüber: Ich habe eine Karte in meinem Auto, eine Karte, die mal benutzt werden sollte, und es gibt Orte, die wir aufsuchen können, die aufgesucht werden wollen. Vielleicht wird nie wieder jemand dorthin gehen, sie zu schätzen wissen oder sich Zeit nehmen, um darüber nachzudenken, ob sie bedeutsam sind. Vielleicht hat auch der unbedeutendste Ort eine Bedeutung. Zumindest eine Bedeutung für uns. Und das Mindeste, was wir sagen können, wenn wir diesen Ort verlassen, ist, dass wir da gewesen sind. Also komm schon. Tun wir's einfach. Tun wir etwas Bedeutsames. Kommen wir runter von diesem Turm.

Als sie nicht antwortet, schreibe ich: Ich bin hier, wenn du reden willst.

Stille.

Ich stelle mir vor, dass Violet jetzt zu Hause sitzt, vor ihrem Computer wie ich, die perfekten Winkel ihres perfekten Mundes nach oben gezogen. Sie lächelt den Bildschirm an, obwohl sie es eigentlich gar nicht will. Sie muss einfach. Violet, *lächelnd*. Den Bildschirm immer im Auge behaltend, nehme ich die Gitarre zur Hand und erfinde Worte. Die Melodie lässt nicht lange auf sich warten.

Ich bin noch da, und ich bin dankbar dafür, denn ansonsten würde ich das hier versäumen. Manchmal ist es gut, wach zu sein.

»Heute also nicht«, singe ich. »Weil sie mich angelächelt hat.«

# WOLLEN SIE WISSEN, WAS DANN PASSIERT?

Hier kostenlos 20 Min. weiterhören – aus dem Hörbuch:





ISBN 978-3-8371-3144-4 www.randomhouseaudio.de/verdammtperfekt

### Lesen Sie weiter ...



Jennifer Niven
All die verdammt perfekten Tage
Roman. 400 Seiten
€ 14,99 [D] / € 15,50 [A] / 20,50 CHF\*
(\*empf. VK-Preis)
ISBN 978-3-8090-2657-0



Auch als E-Book erhältlich. Auf 2 mp3-CDs oder als Download.

Ab **28.12.2015** überall, wo es Bücher gibt.

 ${\mathbb C}$ der Originalausgabe 2015 by Limes Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Gestaltung: © Minkmar Werbeagentur, München, www.minkmar.de Umschlaggestaltung: © www.buerosued.de unter Verwendung von Motiven von plainpicture/Fuercho; www.buerosued.de

Weitere Informationen zum Buch finden Sie auf www.limes-verlag.de
Besuchen Sie uns auch auf





l. - 3. PREIS:
jeweils einen Sitzwürfel
im Look von *All die verdammt* 

m Look von All die verda perfekten Tage.

4. - 10. PREIS:

eines von sieben Buchpaketen aus dem Limes Verlag.

Bitte beantworten Sie die Frage und schicken Ihre Antwort an www.limes-verlag.de/niven-gewinnspiel, und mit etwas Glück gewinnen Sie einen der ausgelobten Preise. Einsendeschluss: 31.01.2016

Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

# EIN MÄDCHEN LERNT ZU LEBEN — VON EINEM JUNGEN, DER STERBEN WILL

Ist heute ein guter Tag zum Sterben?, fragt sich Finch, sechs Stockwerke über dem Abgrund auf einem Glockenturm, als er plötzlich bemerkt, dass er nicht allein ist. Neben ihm steht Violet, die offenbar über dasselbe nachdenkt wie er. Von da an beginnt für die beiden eine Reise, auf der sie wunderschöne wie traurige Dinge erleben und großartige sowie kleine Augenblicke – das Leben eben. So passiert es auch, dass Finch bei Violet er selbst sein kann – ein verwegener, witziger und lebenslustiger Typ, nicht der Freak, für den alle ihn halten. Und es ist Finch, der Violet dazu bringt, jeden einzelnen Moment zu genießen. Aber während Violet anfängt, das Leben wieder für sich zu entdecken, beginnt Finchs Welt allmählich zu schwinden ...

EIN MUTIGER UND WUNDERVOLLER ROMAN, SCHRECKLICH SCHÖN WIE DAS LEBEN.